

Reformationsjubiläum in Aschaffenburg 31.10.2017

Ökumenischer Dialog Domkapitular Dr. Jürgen Vorndran (Würzburg) – Oberkirchenrat Michael Martin (München)

Reformationsjubiläen hat die evangelische Kirche in den letzten Jahrhunderten meist als Abgrenzung von der römisch-katholischen Kirche gefeiert. 2017 war das anders.

Herr Vorndran, wie haben Sie das in der Diözese Würzburg erlebt?

Auf allen Ebenen wurde das Konzept „healing of memories“ aufgegriffen. Ich habe das als ungemein fruchtbar erlebt. Das Reformationsgedenken im ökumenischen Zeitalter hat uns zu konkreten Schritten der Versöhnung motiviert. Es galt und gilt, Abneigung und Abgrenzung zu überwinden, die wir aus früheren Zeiten geradezu in unserem Erbgut tragen. Für uns in der Diözese Würzburg war das Jahr 2017 Anlass, Verletzungen und schmerzvolle Erinnerungen zu heilen. Höhepunkt war der gemeinsame ökumenische Gottesdienst von Regionalbischöfin Gisela Bornowski und Bischof Friedhelm Hofmann in der Fastenzeit in Kitzingen.

Persönlich habe ich es auch als ein großes Geschenk empfunden, dass Papst Franziskus im vergangenen Jahr ein außerordentliches heiliges Jahr der Barmherzigkeit mit der ganzen Weltkirche gefeiert hat. Damit hat er die zentrale Botschaft, die auch Martin Luther in seinem theologischen Ringen um einen gnädigen Gott umgetrieben hat, neu in den Mittelpunkt gestellt. Ich fand, dass das die bestmögliche Vorbereitung der katholischen Kirche auf das Jahr 2017 war und auch die Tür weit aufgemacht für ein versöhntes Miteinander im Ringen um Barmherzigkeit oder – wie es die protestantische Tradition sagt – die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Damit hat sich Papst Franziskus als Impulsgeber für die ganze Weltkirche erwiesen und er hat dafür die katholische Tradition genutzt, in einem geistlichen Anliegen auf Wallfahrt zu gehen, eine Tür zu durchschreiten, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass etwas Neues anbricht. Es gab ja bei diesem Heiligen Jahr nicht nur eine Heilige Pforte in Rom, sondern auch in Aschaffenburg und an vielen anderen Orten. So konnte jeder, der dafür offen war, eine Heilige Pforte durchschreiten. Wir Katholiken sind in unserer Spiritualität manchmal sehr sinnlich veranlagt: Es tut uns gut und berührt uns existentiell, wenn wir ein solches Zeichen setzen können, durch eine Tür in ein neues Leben gehen – und wenn Sie diesen Nachsatz erlauben: Wir haben es auch heute danach gerne Schwarz auf Weiß und schriftlich, dass wir durch eine solche Tür gegangen sind...

Herr Martin, wie wurde auf evangelischer Seite in diesem Jahr an die Reformation erinnert?

Es gab keine evangelischen Jubelfeiern. Statt Abgrenzung von anderen Konfessionen, wie noch vor 100 Jahren, gab es diesmal eine gemeinsame Erinnerung an Reformation. Diese war mit viel Nachdenklichkeit auch über die negativen Folgen der Reformation verbunden: Konfessionskriege, Hass und Gewalt oder Vertreibung Andersgläubiger.

Besonders wichtig war, dass wir die Verletzungen, die wir uns in unserer gemeinsamen Geschichte gegenseitig angetan haben, genau angeschaut haben. Dabei wurden „Erinnerungen geheilt“ (healing of memories). Denn das gemeinsame Erinnern an unsere Geschichte und das gemeinsame Erzählen ist Voraussetzung für den gemeinsamen weiteren Weg. Das war schon im Versöhnungsprozess zwischen Lutheranern und Mennoniten erprobt worden. Bei der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Stuttgart 2010 konnte ein Versöhnungsgottesdienst gefeiert werden, bei dem auch die Verurteilungen, Ausgrenzung und Morde, die Lutheraner Täufern angetan haben, thematisiert wurden. Dieser Versöhnungsprozess ist im Dialogpapier von päpstlichem Einheitsrat und Lutherischem Weltbund Vorbild für den Weg, den Katholiken und Lutheraner weiter gehen können: „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“.

Ein Blick zurück

Herr Martin, was war eigentlich für Sie das Wichtigste an der Reformation des 16. Jahrhunderts?

Die allerwichtigste Wirkung der Reformationszeit war die Übersetzung der Bibel in die Sprache der Menschen. Luthers Übersetzung prägt nicht nur die deutsche Sprache bis heute. Sie war auch Voraussetzung dafür, dass jede und jeder sich selbst Gedanken machen konnte, wie die biblische Botschaft zu verstehen ist und wie sie gelebt werden soll. Damit war der einzelne Mensch vor Gott zum Thema geworden, der ohne Bevormundung von irgendwelchen Autoritäten seinen Glauben leben konnte. Diese Entdeckung des Individuums vor Gott in seiner Beziehung zur Gemeinschaft der Kirche war seitdem ein ganz wichtiges Thema der Kirchen- und Geistesgeschichte der westlichen Welt.

Außerdem wurde mit der Reformation im 16. Jahrhundert eine aktuelle Herausforderung aufgenommen: Die Frage Luthers „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ hat damals die Menschen herausgefordert. Mit seiner Antwort hat er den Nerv der Zeit getroffen. Wir können uns deshalb fragen, wie wir heute über die frohe Botschaft heute reden. Auf welche aktuellen Herausforderungen können wir heute mit der Botschaft vom menschenfreundlichen Gott – oder auch vom abwesenden Gott – reagieren?

Herr Vorndran, wie wurde die Reformation in der röm.-kath. Kirche aufgenommen?

Katholischerseits steckt uns bis heute der großer Schock in den Knochen, dass mit der Reformation eine weitere Kirchenspaltung geschah – der zweite große Riss durch die Christenheit nach der Trennung zwischen Ost- und Westkirche im Jahr 1054. Natürlich sehen wir dies inzwischen auch selbstkritisch: Warum ist es nicht gelungen, die Anliegen Martin Luthers in die Kirche zu integrieren? Denken wir beispielsweise an Franz von Assisi: Auch seine Armutsbewegung forderte eine radikale Kirchenreform und es stand auch bei ihm Spitz auf Knopf, ob sein Anliegen in die Kirche integriert werden könne. Gott sein Dank ist es gelungen und er gilt heute als einer der größten Heiligen der katholischen Kirche. Ebenso wurden und werden die Missstände in den eigenen Reihen schonungslos analysiert. Jedoch hat die sogenannte Gegenreformation in der Folge das „Reset“ des Katholischen nur auf dem Weg der Abgrenzung auf den Weg gebracht.

Im Rückblick wird heute oft auch das Belebende wertgeschätzt, dass das Aufkommen der evangelischen Kirche mit sich gebracht hat: Die große Kultur der Kirchenmusik mit Johann Sebastian Bach als dem fünften Evangelisten hat auch die katholische Kirche herausgefordert und gerade in der Deutschen Kirche für einen Aufschwung der Kirchenmusik gesorgt, was in den romanischen Ländern so nicht verwirklicht wurde. Hier zeigt sich, dass „Konkurrenz das Geschäft belebt“.

Schließlich erleben wir in den letzten fünfzig Jahren seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil einen völligen Perspektivewechsel: den Abschied von einer Rückkehr-Ökumene (die Abtrünnigen sollen sich endlich bekehren und zurück in den Schoß der Kirche kommen) zu einer Bewegung der Weiter-Vereinigung, wie sie unser verehrter Bischof emeritus Dr. Paul-Werner Scheele immer betont.

Wo stehen wir heute nach 50 Jahren Dialog zwischen römisch-katholischer und lutherischer Kirche?

Martin:

Der Papst hat recht: „Uns verbindet viel mehr, als uns trennt“. In Lund vor einem Jahr wurde die Tiefe der schon bestehenden Gemeinschaft zwischen Lutheranern und Katholiken deutlich. Dort gab es einen gemeinsamen ökumenischen Gottesdienst, der die gegenseitige Anerkennung des Kircheseins der jeweils anderen Kirche sichtbar deutlich machte – nicht nur, aber auch in der gemeinsamen liturgischen Kleidung. Und am selben Tag wurde in Malmö von Papst und Präsidenten des Lutherischen Weltbunds eine Erklärung zum gemeinsamen Handeln angesichts der aktuellen Herausforderungen unserer Welt

unterzeichnet. Der gemeinsame Gottesdienst führt zum gemeinsamen Dienst in und an der Welt. Besser kann man die schon bestehende Gemeinschaft zwischen unseren Kirchen nicht ausdrücken.

Die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, 1999 in Augsburg von katholischer und lutherischen Kirchen unterzeichnet, ist heute ein multilaterales ökumenisches Basisdokument. Neben Katholiken und Lutheraner verbindet heute auch Methodisten, Reformierte und Anglikaner die dort beschriebenen Grundwahrheiten in der Rechtfertigungslehre, die im 16. Jahrhundert zur theologischen Trennung zwischen den Konfessionen der Westkirche führte.

Dies ist nur ein Beispiel, wie in 50 Jahren ökumenischem Dialog theologische Brücken zwischen den Kirchen und Konfessionen gebaut worden sind. Kardinal Koch, der Präsident des päpstliche Einheitsrates hat deshalb bereits mehrfach die Anregung gegeben, jetzt auch die vorhanden theologischen Brücken zu den großen ökumenischen Herausforderungen der Ekklesiologie, also des Kircheseins der Kirche, der Ämter in der Kirche und der Eucharistie zu beschreiben. Dies mit dem Ziel, dass uns auch bei diesen theologischen Fragen mehr verbindet, als uns trennt und deshalb Kirchengemeinschaft möglich ist.

Auf diesem Weg sind wir schon wichtige gemeinsame Schritte gegangen, wie das Dialogpapier von päpstlichem Einheitsrat und Lutherischem Weltbund „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ zeigt.

Vorndran:

Für mich ist beachtlich, dass wir zu einem sehr unverkrampften Miteinander gefunden haben. Das hat sich für mich dadurch erwiesen, dass wir im Jahr 2017 neben den 500 Jahren seit Luthers Thesen auch den 400. Todestag von Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn feiern konnten, und das nach anfänglichen großen Vorbehalten auf ev.-luth. Seite dann doch in einem gemeinsamen Erinnern und gemeinsamen Aufarbeiten von Verletzungen, aber auch in einem Aufarbeiten der Persönlichkeit von Julius Echter, über den die neuere Forschung ganz anders spricht als die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. So konnte die ev.-luth. Dekanin von Würzburg, Dr. Edda Weise in ihrem Resümee zum Reformationsjahr sagen: „Gerade durch Julius Echter wurde die Ökumene in diesem Jahr gestärkt.“

Das ist doch eine enorme Bewegung von anfänglicher Ablehnung und großem Misstrauen (Echter-Jahr gegen Luther-Jahr?!) hin zur gemeinsamen kritischen Auseinandersetzung:

Ich kann Edda Weises Satz nur unterstreichen: „Gerade durch Julius Echter wurde die Ökumene in diesem Jahr gestärkt.“ Wir Katholiken haben uns vor allem in den vergangenen 50 Jahren die für uns natürlich auch sperrige Persönlichkeit von Martin Luther mehr und mehr erarbeitet, so dass Papst Benedikt XVI. ihn bei seinem Besuch in Erfurt einen

„leidenschaftlichen Gottsucher“ nennen konnte. Das Echter-Gedenken war für uns die Nagelprobe, ob auch unsere evangelischen Mitchristen die Bereitschaft aufbringen, sich eine sperrige katholische Persönlichkeit zu erarbeiten. Ich bin überzeugt, dass Sie diesen Test bestanden haben! Das macht Mut für einen weiteren gemeinsamen Weg der Versöhnung.

Unsere gemeinsame Zeit in Aschaffenburg. Was war das wichtigste Ereignis aus Ihrer Sicht?

Martin:

In unserer gemeinsamen Aschaffenburger Zeit hat sich mir gezeigt, dass Ökumene nicht nur theologische Diskussionen braucht, sondern auch gemeinsames Feiern – von Gottesdiensten und Festen – aber besonders wichtig war doch die Einsicht, dass es für ein echtes Miteinander gegenseitiges Vertrauen braucht, das manchmal sogar zur Freundschaft wächst. Ein Beispiel für solches Vertrauen möchte ich kurz schildern. Eines Morgens bekam ich einen Anruf von Jürgen Vorndran. Er erzählte mir, ein Journalist der FAZ habe ihn angerufen und möchte mit ihm ein Interview machen zum neusten Text aus der Glaubenskongregation. Wahrscheinlich ging es um „Dominus Jesus – Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche“. Doch das ist hier nicht wichtig. Jürgen sagte also: „Du hast doch sicher diesen Text schon gelesen? Kannst Du mal rüber kommen und mir erzählen, was da drin steht?“ Gesagt getan und wir haben uns über diesen Text unterhalten, Jürgen hat sein Interview gegeben. Was da in der Zeitung zu lesen war, hat mich beeindruckt – zumal ich nicht weiß, ob er den Text aus der Glaubenskongregation je selbst gelesen hat.

Besonders beeindruckt hat mich schon meine Einführung als Dekan in Aschaffenburg. Die Christuskirche wurde renoviert und diese fand in der Stiftskirche statt. Wie selbstverständlich wurde diese zur Verfügung gestellt und Monsignore Röhrig hat am Vortag der Einführung selbst Hand angelegt und mitgeholfen die Blumen herzurichten – damit alles auch äußerlich passte bei der Einführung des neuen evangelischen Dekans.

Weil ich schon beim Geschichten erzählen bin, noch eine Geschichte, die Monsignore Röhrig einmal erzählt hat und die beschreibt, was es für anrührende ökumenische Erlebnisse aus Aschaffenburg zu berichten gibt. Es war in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg – also lange bevor ökumenisches Miteinander in unseren Kirchen auch nur gedacht wurde. Viele Häuser in der Stadt waren zerstört und fast alle Menschen hatten nicht genug zu essen. In dieser Zeit wurden vom Stiftspfarrer Kartoffeln verteilt, die die Bauern von den Ländereien der Stiftskirche abzugeben. In der Stiftskirche bildeten sich lange Schlangen, in

die sich auch eine evangelische Frau einreichte. Als die vor dem Stiftspfarrer stand sagt sie mit etwas zitternder Stimme: „Hochwürden, ich bin fei evangelisch.“ Da erwiderte der Stiftspfarrer. „Gute Frau, nehmen Sie die Kartoffeln. Der evangelische Hunger tut doch genau so weh, wie der katholische.“

Vorndran:

Meine Erinnerung ist geprägt von den ökumenischen Gottesdiensten, die wir vor und zu Beginn des Golfkrieges gefeiert haben und in denen spürbar wurde, dass Dekan Michael Martin und ich als Vertreter unserer Kirchen auch so etwas wie die geistlichen Begleiter einer ganzen Stadtgesellschaft in ihren Ängsten und Verunsicherungen waren.

Da entstand in unserer Zeit die Initiative „Time out“, in der einige jung gebliebene Querdenken einmal im Vierteljahr einen ökumensichen Gottesdienst in der Stiftskirche vorbereitet und ausgerichtet haben, bei dem sie auch schonmal die ganze Basilika auf den Kopf gestellt haben – der aber immer sehr viele junge Menschen angezogen hat. Diese Initiative besteht bis heute.

Und für mich ganz persönlich: Das Jahr der Bibel 2003, als in der Stiftsbasilika an jedem Sonntagabend in der Vesper um 19.00 Uhr ein Psalm von evangelischen und katholischen Predigerinnen und Predigern ausgelegt wurde.

Was sind die nächsten Schritte unserer Kirchen?

Martin:

Es wird wichtig sein, die eigenen Defizite in den Stärken des Anderen entdecken. Die lutherischen Formeln sola fide, solus Christus und sola gratia thematisieren ja für sich immer nur einen Teil des Evangeliums. Denn wenn „allein der Glaube“ betont wird, wo bleiben dann Hoffnung und Liebe? Und wenn „Christus allein“ unterstrichen wird, wo bleiben dann Gott der Schöpfer und der Heilige Geist, der Versöhner neben dem Erlöser? Und wenn „allein die Gnade hervorgehoben wird, wo bleibt das Tun des Gerechten? Schon bei diesen Kernaussagen lutherischer Theologie wird deutlich, dass wir uns gegenseitig brauchen und uns ergänzen müssen um das Evangelium in seiner Fülle verstehen zu können.

Vor alle aber kommt es jetzt auf „pastorale Fortschritte“ an. Darauf weist der lateinamerikanische Papst immer wieder hin. Neben der Theologie ist das konkrete Miteinander der Menschen für die Ökumene wichtig und ihr Sinn für den Glauben der Kirche, der sensus fidelium, wie es im 2. Vatikanischen Konzil heißt. Dabei geht es z.B. um

ökumenische Gottesdienste oder gemeinsame Eucharistiefiern zuerst für konfessionsverschiedene Ehepaare.

Die Zusammenarbeit aller Christen aus den verschiedenen Kirchen und Konfessionen wird immer wichtiger angesichts von Traditionsabbruch und Austritten aus unseren Kirchen. Die jüngste Erhebung in der „evangelischen Stadt“ Nürnberg hat ergeben, dass nur noch 48% aller Einwohner einer Kirche angehören – und davon die Mehrheit römisch-katholisch ist. Den christlichen Glauben können wir heute nicht mehr gegeneinander bezeugen, sondern nur noch miteinander. Zu diesem Miteinander gibt es keine Alternative.

Auch den weltweiten Herausforderungen können wir heute in einer globalisierten Welt nur gemeinsam und miteinander begegnen. Dazu gehören friedensstiftende Maßnahmen genau so, wie Hilfen für den Wiederaufbau nach Krieg und Katastrophen oder die Überwindung der Gräben zwischen reich und arm, aber auch die Verhinderung von Korruption. Dabei stehen unser Kirchen vor ähnlichen Fragen, wie wir Kirche Jesu Christi angesichts von kulturellen Spannungen, in Mehrheits- oder Minderheitssituationen oder gegenüber anderen Religionen sein können.

Vorndran:

All das kann ich nur bekräftigen.

Doch es wird wesentlich darauf ankommen, dass es uns gelingt, das weiterzuführen, was das Konzept von „healing of memories“ in diesem Jahr 2017 angestoßen hat:

Nur wenn wir auch weiterhin ganz konkrete Verletzungen aufarbeiten und Wunden zwischen den Konfessionen heilen, kommen wir auch wirklich voran.

Das eine ist die wesentliche und grundlegende Arbeit der Theologen, das andere ist immer wieder die Umsetzung an der Basis:

Nur wenn es uns gelingt, Vertrauen aufzubauen und Vorurteile abzubauen, können wir gemeinsam und versöhnt in die Zukunft gehen.

Leider begegne ich immer noch vielen Vorbehalten und auch Klischees zwischen den Konfessionen, die aufrechterhalten – und manchmal auch neu gestärkt werden, um sich voneinander abzugrenzen. Die große Errungenschaft des Reformationsgedenkens im Jahr 2017 ist, dass dieses Jahr nicht auf Abgrenzung und Stärkung der eigenen Identität angelegt war. Ich bin überzeugt: Wer mit sich im Reinen ist, der braucht die Abgrenzung nicht. Nur wer die eigene Schwäche verdecken will, baut vor sich selbst das Bild auf, der eigentlich bessere zu sein. In diesem Sinn hat Papst Franziskus wie so oft ins Schwarze getroffen, als er bei einer Audienz für Engagierte in der Ökumene von seinen Zuhörern wissen wollte, wer denn nun die Besseren seien, die Protestanten oder die Katholiken und dann selbst antwortete: „Beide zusammen!“

Wie werden unsere Nachfahren in 100 Jahren an die Reformation erinnern?

Martin:

Die Zusammenarbeit der christlichen Konfessionen und Kirchen ist selbstverständlich.

Das Miteinander zwischen den Kirchen wird auch bei der Gemeinschaft am Tisch des Herrn deutlich werden. Kardinal Marx erwartet ja die gemeinsame Eucharistie von Evangelischen und Katholische noch zu seinen Lebzeiten. Ich wünsche ihm natürlich ein langes Leben, aber in 100 Jahren wird es dann auf jeden Fall eine gegenseitige Einladung zum Abendmahl geben.

Die meisten Christen werden in 100 Jahre auf der südlichen Welthälfte leben. Von dort werden dann auch wichtige theologische Impulse für die ganze Kirche kommen. Ein Papst aus dem Süden wird dann eher Realität als Ausnahme sein.

Der Bischof von Rom wird in Gemeinschaft mit anderen kirchlichen Leitungspersonen aus andern Glaubensstraditionen die eine Kirche Jesu Christi weltweit repräsentieren. Diese eine Kirche wird vielfältig und bunt sein mit mehreren Schwerpunkten an vielen Orten der Welt – aber sie wird eine Kirche sein, in versöhnter Verschiedenheit. Der gemeinsame Glaube und das gemeinsame Tun werden Christen weltweit verbinden.

Und der Dialog der Religionen zu einem friedlichen Miteinander wird nicht nur selbstverständlich sein, er wird auch das Leben und die Verkündigung der Kirche prägen.

Vorndran:

Ich stimme all diesen Punkten zu, will aber mit zwei nachdenklichen Zukunftsvisionen die Ernsthaftigkeit der Lage des Glaubens heute unterstreichen:

Ob im Jahr 2117 noch ein Reformationsgedenken gefeiert wird, das wird wesentlich davon abhängen, ob in 100 Jahren der christliche Glaube in unseren Breiten nicht in die Bedeutungslosigkeit gefallen sein wird. Auf jeden Fall werden sich in 100 Jahren ein paar Historiker, die sich im 16. und im 21. Jahrhundert auskennen, darüber wundern, wie sehr das Thema „Christlicher Glaube“ die Menschen vor 600 Jahren bewegt hat und wie viel Aufmerksamkeit damit auch im Jahr 2017 noch gebunden werden konnte, denn im Jahr 2117 wird das vielleicht gar kein Thema mehr sein. Umso wichtiger ist es, dass wir heute die Zeichen der Zeit erkennen und begreifen, wie wichtig es ist, dass wir als Katholiken und Protestanten Jesus Christus gemeinsam vor der Welt von heute bezeugen, damit die Welt zum Glauben kommt. In diesem Sinne bewegt mich immer wieder die Frage Jesu im

Evangelium: „Wird der Menschensohn, wenn er wiederkommt, noch Glauben auf der Erde vorfinden?“ (Lk 18,8).

Wir sind gemeinsam gerufen, Christus der Welt zu verkünden. Davon wird alles abhängen. Sollte uns das heute und morgen nicht gelingen, dann werden die Menschen nicht einmal mehr die Frage Luthers verstehen, die im Jahr 1517 lautete: „Wie finde ich einen gnädigen Gott?“ Denn die Frage eines Menschen ohne die friedensstiftende und tröstende Kraft der Religion im Jahr 2117 wird eher lauten: „Wie finde ich einen gnädigen Menschen?“

Für mich steht fest: Ohne Transzendenzbezug, ohne die Anerkennung Gottes, gibt es keinen gefestigten Schutz für die Würde des Menschen. Der heutige Mensch, und wohl auch der Mensch des 22. Jahrhunderts, macht jedoch ein großes Fragezeichen hinter die Existenz Gottes. Er sucht den Himmel schon hier auf Erden und landet bisweilen in Paradiesen, die sehr vordergründig sind. Deswegen ist es meine feste Überzeugung: Wenn wir die Zeichen der Zeit nicht übersehen wollen, dann müssen wir alles dafür tun, vom Konflikt der vergangenen Jahrhunderte zur Gemeinschaft im Zeugnis für Jesus Christus voranzuschreiten, alles andere wäre eine Vergeudung von Ressourcen, die wir aber unbedingt brauchen, um den Glauben ins 22. Jahrhundert zu tragen.

Lassen Sie uns das gemeinsam anpacken, damit auch die Menschen im Jahr 2117 einen gnädigen Gott und einen gnädigen Menschen finden können! Das ist meine Motivation für die Ökumene – wir dürfen das Evangelium nicht mehr durch eine gespaltene Christenheit verdunkeln!